

*Biblische Betrachtung zum 2. Sonntag nach Ostern, dem Sonntag des Guten Hirten
(Ezechiel 34 und 1. Petrusbrief 2)
von Pfarrerin Katharina Stoodt-Neuschäfer*

Dem heutigen Sonntag verleiht das poetische Bild vom Guten Hirten seinen besonderen Charakter.

Ein guter Hirte zeichnet sich nach biblischem Verständnis aus durch ein inniges Verhältnis zu seinen Schafen. Er setzt, wenn es sein muss, im Kampf gegen den Wolf sein eigenes Leben ein. Dazu ist er mit „Stecken und Stab“ ausgerüstet, und er weiß natürlich, wo für seine Tiere die grüne Aue und frisches Wasser zu finden sind. Die Hirten des Alten Testament und zur Zeit Jesu waren oft nicht die Besitzer der Herden, die sie zu hüten hatte. Trotzdem trauet man auch gemieteten Hirten zu, dass sie die Tiere gut behandelten – umso schärfer fällt die Kritik an den Hirten aus, die als „Miethirten“ ihre Schafe im Stich lassen, sobald ein reißendes Tier auftaucht.

Es ist kein idyllisches Bild, das die Bibel entwirft, wenn sie vom Guten Hirten spricht. Vielmehr stecken in der Bildrede vom Guten Hirten eine politische und eine seelsorgerliche Dimension.

Im Buch des Propheten Ezechiel, der rund 500 Jahre vor Jesus auftrat, findet sich eine schonungslose Abrechnung Gottes mit den Hirten Israels, die ihre Herde selbst zerstören. Sie weiden sich selbst, anstatt ihre Herde zu weiden. „Das Schwache stärkt ihr nicht, das Verirrte holt ihr nicht zurück, das Kranke heilt ihr nicht ... meine Schafe sind zerstreut, weil sie keinen Hirten haben, und sind allen wilden Tieren zum Fraß geworden und zerstreut ... und niemand ist da, der nach ihnen fragt oder auf sie achtet.“

Schlechte Hirten! Es gab sie immer, es gibt sie heute. Sie tragen Designeranzüge, sitzen in Präsidentenpalästen, stehen an der Spitze autoritärer Regimes, umgeben sich mit Bodyguards und Medienberatern, schicken bedenkenlos Menschen in den Krieg, lassen Städte und Dörfer bombardieren, erklären das, was ihren Interessen zuwiderläuft, kurzweg als „fake news“ ohne auch nur mit der Wimper zu zucken und betrügen die Öffentlichkeit mit manipulativen und erlogenen Parolen. Dabei fühlen sie sich unangreifbare Führer ihrer Völker. Ihre Konten sind voll, ihr Gewissen leer.

Gewiss: diese Allüren kennen wir auch im kleineren Format: gedopte Sportler, die ihre Anhänger hinter das Licht führen; Vorgesetzte, die das Lob für Arbeiten einkassieren, die andere geleistet haben; Aufsichtsratsmitglieder, die nicht genau hinschauen; Eltern, die sich nicht richtig um ihre Kinder kümmern; Kommunalpolitiker, denen es gleichgültig ist, ob ihre Kommune vorankommt oder vergammelt. In Zeiten der Coronapandemie, die besondere Verantwortung, Klugheit, Unabhängigkeit und großes Feingefühl derer verlangt, die schwierige Entscheidungen mit weitreichenden Folgen für ein ganzes Land zu treffen haben, vertieft das anspruchsvolle Bild vom Guten Hirten unseren Blick. Es zeigt sich, dass, wer sich ernsthaft für die Interessen der Gesamtheit einsetzt, statt an sich und seinen Popularitätswerte zu denken, nicht automatisch bei allen auf Gegenliebe stößt. Seit den ersten Anzeichen einer möglichen Lockerung der geltenden Corona-Regeln punkten auf opportunistische Weise genau diejenigen, die schnellere Schritte zurück zum gewohnten Leben fordern. Oft fordern gerade diejenigen besonders laut die alte Freiheit zurück, die aus gutem Grund keine wirkliche Verantwortung tragen.

Was tut die „Herde“?

Auch auf uns fällt vom biblischen Symbol des guten Hirten ein besonderes Licht. Nicht nur, dass wir uns in unserer eigenen Hirtenfunktion – etwa als Mütter und Väter, Verantwortliche in Beruf, Politik oder Ehrenamt kritisch selbst befragen. Wir sollen uns bewusst einmal als Herdentiere verstehen, als „Schafe“, mit denen die Bibel uns sinnbildlich beschreibt. Schafe sind bedürftige Wesen. Das zu hören, stößt bei uns auf Widerspruch: Verstehen wir uns nicht als autonome, tüchtige und unabhängige Personen, die frei und kreativ und mit vielen Grundrechten ausgestattet, ihr Leben selbst bestimmen?

Aber dann kommt eine Krise, die alle gleichermaßen bedroht. Oder die Einsicht, dass wir in der Welt von „Big Data“ keineswegs so autark sind, wie wir denken, sondern ausgeforscht und manipulierbar. Manchmal genügt eine persönliche Krise, um den hehren Anspruch der inneren Unabhängigkeit ins Wanken zu bringen, oder man möchte sich gerade nicht gemein machen mit der sogenannten Masse und dem Mainstream – um plötzlich zu merken, dass der Mainstream einem schon in Fleisch und Blut übergegangen ist: das stylische Wohnzimmer, total originell und individuell eingerichtet, sieht dem anderen Zeitgenossen verdächtig ähnlich.

Für solche Menschen, die gerne etwas Besonderes sein wollen, die sich Mühe geben, aus der Masse herauszragen, keine tumbes „Herdentier“ sein zu wollen, für Menschen, die sich aber auch gerne einmal in der Masse verstecken, um in Ruhe gelassen und nicht mit besonderen Forderungen überzogen zu werden; für Menschen, die alles selbst machen und bestimmen wollen und auch für diejenigen, die von selbst nicht die Richtung zur grünen Aue und zum frischen Wasser finden würden: für solche Menschen, also für uns alle, hat Gott mit Jesus unseren Hirten geschickt.

Die Urchristen sahen in ihm den Guten Hirten. Hatte nicht Gott selbst durch den Propheten Ezechiel angekündigt, den schlechten Hirten das Handwerk zu legen und selbst als wahrer Hirte sich seiner Herde anzunehmen?

So sahen sie Jesus: als den Hirten, der sich für seine Schafe verreißt, oder, wie es der 1. Petrusbrief (Kap. 2,21-25) sagt: Er hat die Fehler der anderen auf sich genommen, nicht zurück geschimpft, auf Rache und Drohung verzichtet, als er angegriffen wurde und damit all das verwirklicht, was Gott ist: eine Liebe, die sich nicht im Mahlwerk menschlicher Egoismen und Aggressionen mitreißen und zerstören lässt, sondern unbeirrbar und geduldig bei sich bleibt. So konnte er für die Seinen da sein, ihnen helfen, sie stärken und ihnen und uns ein Modell für die Hirtenrolle liefern. Ein in seiner Einzigartigkeit unerreichbares, aber doch eines, das davor schützt, denjenigen Hirten, die sich selbst weiden, auf den Leim zu gehen, oder selbst ein derartiger übler Hirte zu sein.

Den „Fußstapfen“ Jesu nachzufolgen, wird uns eher gelingen, wenn wir uns selbst auch im Symbol des Schafs wiedererkennen. Das Schaf als Sinnbild des Menschen macht uns aufmerksam auf die typisch-menschliche Bedürftigkeit, die trotz allen Autonomiewünschen zu uns gehört. Diese Einsicht kann uns realistischer und etwas bescheidener machen.

Der Vergleich mit dem „Schaf“ zeigt zweitens, dass bedürftig zu sein keine Schande ist, sondern uns – jedenfalls in Gottes Augen – liebenswert macht. Der gute Hirte

liebt seine Schafe, er lässt für sie sein Leben. Dass wir Gottes geliebte Wesen sind: dieser Gedanke führt uns zu einem anderen Selbstvertrauen als demjenigen, das nur auf die eigene Kraft setzt.

Und schließlich: Wer nicht permanent an sich selbst denken und für sich selbst sorgen muss, wer sich stattdessen von Gott geliebt glaubt, der kann in echter innerer Freiheit eher ein guter Hirte für andere sein.

Es klingt paradox, aber das ist die Wahrheit: Gute Hirten werden wir für andere, wenn wir uns vor Gott als seine geliebten „Schafe“ sehen können.